

Jennifer Benkau  
Wenn wir fallen



*Jennifer  
Benkau*

Wenn wir  
fallen



Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage 2016

© 2016 cbj Kinder- und Jugendbuchverlag  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte vorbehalten

Text © 2016 Jennifer Benkau

Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Umschlagmotiv: Shutterstock

(Fona, Jethita, chrupka, Deliza, Anna Kutukova)

kk · Herstellung: AJ

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck: CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN: 978-3-570-17320-6

Printed in Germany

[www.cbj-jugendbuch.de](http://www.cbj-jugendbuch.de)

*Die Klippe ist viele Meter hoch und ragt bis fast in die Wolken. Unten glitzert das Wasser in der Sonne, als hätte jemand Swarovski-Kristalle hineingeworfen, und die Strömung erzählt dem Ufer im Vorbeifließen Geschichten, die sie auf der Reise erlebt hat. Im Sommer erlebt es viele Geschichten, das Wasser.*

*Sie weiß, dass sie träumt, weil sie einen Bikini trägt und sonst nichts außer Sonne und Schatten auf der Haut. Und weil es keine Furcht gibt. Nicht vor der Höhe und nicht vor den Fehlern, die man immer genau dann macht, wenn man weiß, dass man sich keine Fehler leisten darf. Alles kann passieren und alles wird passieren und nichts davon bereitet ihr Furcht.*

*Der Junge liegt neben ihr. So dicht, dass die Härchen auf ihrer beider Arme sich nur aufstellen müssten, um sich zu berühren. Der Wind spielt mit seinen schokoladenbraunen Haaren, sodass die Spitzen ihm wie winzige Finger über die Wangen streichen. Wenn sie will, ist sie der Wind. Auf seinem nackten Bauch liegt noch der Trespenhalm, mit dem sie ihn eben wachgekitzelt hat.*

*Er stützt sich auf die Ellbogen und schaut sie an. Folgt ihren Konturen mit Blicken und lächelt, wenn Wind und Schleierwolken sanfte Schatten über ihren Bauch blasen. In seinem Lächeln liegt etwas Gefährliches versteckt, für jeden außer ihr. Und für sie am allermeisten.*

*»Bist du glücklich?«, fragt er leise.*

*»Glücklich und sonst gar nichts«, sagt sie.*

*Aber ob er auch weiß, dass Sommer, Wind und Wolken ihrem Glück egal sind? Dass es nur dieser Blick aus seinen Augen ist, der sie glücklich und sonst gar nichts macht?*

*Seine Augen sind flussgrün und sie glitzern, als wüssten sie sehr viel.*

# Kapitel 1

Liz hielt sich an dem Hut fest, den sie in der Tasche versteckt mit sich herumtrug. Als sie aufgebrochen war, hatte sie noch geglaubt, heute mutig genug zu sein, um ihn zu tragen. Immerhin hatte sie acht Stunden daran gearbeitet. Aber nachdem sie das Haus verlassen hatte, war ihr klar geworden, dass der Mut wohl wieder mal daheimgeblieben war.

Die Klippe lag menschenleer vor ihnen. Er war nicht da. Natürlich nicht; mehr als ganz leise, scheue Hoffnungen hatte sie sich ohnehin nicht gemacht. Die Steilküste ragte ein Stück in die Wupper, als hätte sich das Land auf dieser Seite verliebt und vorwitzig über den Fluss gelehnt, um dem anderen Ufer näher zu kommen. Doch das erwiderte die Liebe nicht und neigte sich gleichermaßen zurück. So war es oft, wenn man sich verliebte. Man reckte und streckte sich und erreichte doch nichts.

»Was willst du denn hier?«, rief Katta ihr zu. Ihre Freundin keuchte noch von der Bergauffahrt und blieb auf ihrem Fahrrad sitzen, als wollte sie sofort weiterfahren.

»Findest du es denn nicht schön?« Der Ort war bildschön, auf die schroffe und abweisende Art der Dinge, die noch schöner werden, wenn sie nicht so wahrgenommen werden wollen. Aber er hatte heute nichts von dem Zauber, den sie jede Nacht

dort spürte. Der Zauber ging von dem Jungen aus und der Junge war nicht hier.

»Ich hab gehört«, sagte Katta und prüfte mit den Fingern den Sitz des Haargummis in ihrem Pferdeschwanz, »dass sich hier mal einer runtergestürzt haben soll. Selbstmord aus Liebeskummer. Sprang und war sofort mausetot.«

Sie musste schlucken und wagte sich nur langsam weiter vor bis zur Kante. Es war weniger hoch als im Traum, allenfalls dreieinhalb oder vier Meter, aber unten ragten auch in der Realität tückische, von Schaum umkringelte Felsen aus dem Wasser.

»Lizzie! Geh nicht so weit. Vielleicht war es auch kein Selbstmord und derjenige ist gefallen. Der Boden ist mir nicht geheuer. Wenn da was wegbricht! Warum machen die denn da kein Gitter hin?«

»Ich pass schon auf.« Der Blick in die Wupper war ein kleines Risiko wert. Es war genau wie im Traum. Das Wasser glitzerte und die Strömung erzählte dem Flussbett Geschichten.

Unter ihren Chucks veränderte sich der Boden. Erst Gras, dann feste Erde, schließlich grober Schotter und am Ende Stein. Sie wusste, wie dieser Stein sich anfühlte, wenn die Sonne ihn für sie erwärmt hatte. Jetzt war er sicher eiskalt und noch feucht vom letzten Regen. In ihrem Traum war immer Sommer.

»Und was wolltest du jetzt hier?« Katta gab endlich nach, legte ihr Fahrrad neben ihres ins kurze Gras und kam ein wenig näher.

*Dir etwas anvertrauen, wollte sie sagen. Etwas, das nur für dich bestimmt ist. Etwas, das du wissen musst, weil du meine allerbeste Freundin bist, meine Kakao-doppelt-Sahne-Freundin, seit ich denken kann und wir uns geschworen haben, uns alles zu erzählen. Aber sie bekam keins dieser Worte über die Lippen.*



Was, wenn Katta sie für verrückt hielt? Katta würde das natürlich nie aussprechen. Vermutlich würde sie aus Mitleid sogar vorgeben, den Traum romantisch zu finden, oder zumindest nicht besorgniserregend.

Aber das wusste sie besser. Es *war* besorgniserregend, gerade weil es so romantisch war. Welcher gesunde Mensch verliebte sich denn in einen Jungen, der nur im Traum existierte?

»Lizzie?«

Welcher gesunde Mensch wachte ständig auf, weil das Herz so laut und nachhallend schlug wie eine Kirchturmuhr auf Speed?

»Erde an Lizzie. Hallo?«

Welcher gesunde Mensch heulte in sein Kissen vor Sehnsucht nach einem Menschen, obwohl er nur die Augen schließen und einschlafen musste, um ihn wiederzusehen?

»Liz!« Katta fasste sie an der Schulter und zog sie herum. »Sag mal, hast du einen Geist gesehen da im Wasser, oder was starrst du da runter?« Besorgt sah Katta sie an und Liz wäre am liebsten im Boden versunken, so peinlich war ihr das Ganze.

Nein, sie konnte es Katta nicht sagen. Sie würde es nie verkraften, dass ihre beste Freundin einen Freak in ihr sah. Katta war pragmatisch, für sie gab es immer eine logische Erklärung. Selbst die Verliebtheit zu ihrem eigenen Freund erklärte sie sich mit Pheromonen, Hormonen und logisch nachvollziehbaren Urinstinkten.

Was war die biologisch sinnvolle Begründung für verrückt gewordene Träume? Natürlich gab es Theorien, was Träume alles ausdrücken sollten, das wusste Liz selbst. Und wollte es dennoch nicht hören. Bei ihr war das anders. Denn ihre Gefühle reichten über jeden Traum hinaus. Ihr Traumjunge leider nicht.

Es war das eine Problem, für das auch eine Katta keine Lösung finden würde, und der Gedanke schmerzte sie. Katta war die, die auf jede Frage eine Antwort wusste – geht nicht, gibt's nicht – und das sollte gefälligst auch so bleiben.

Sie musste sich zusammenreißen oder sie machte sich komplett lächerlich. »Ich war nur in Gedanken, Katta. Tut mir leid.«

»Hast du geträumt?«

Volltreffer. Sie lachte rasch, damit ihre Freundin ihr das Erschrecken nicht ansah. »Ja, Ja, hab ich wohl.«

»Und wovon? Oder soll ich fragen, von wem?«

»Hm.« Sie überlegte fieberhaft. »Vielleicht ja von dem Referendar, den wir jetzt in Bio haben?«

»Lizzie!« Katta schnalzte mit der Zunge. »Ein Lehrer! Böses Mädchen. Aber recht hast du, der ist heiß. Der gibt auch Sport und davon versteht er was, das sieht man. Die halbe Oberstufe trägt die Ausschnitte tiefer, seit er da ist.«

Hoffentlich merkte Katta nicht, dass sie aufgesetzt mitlachte. Der Referendar wäre ihr nicht mal aufgefallen, wenn ihre Tischnachbarinnen nicht die ganze letzte Stunde für ihn geschwärmt hätten.

»Und was hat der Herr Möchtegern-Lehrer mit diesem Ort zu tun? Außer, dass man hier sicher eine prima Nachhilfestunde in Bio und Sport machen könnte?«

»Ach, gar nichts. Ich kam nur neulich mal vorbei und dachte, dass man hier total chillig grillen könnte. Das sollten wir mal machen, was meinst du?«

»Grillen.« Katta legte den Kopf zur Seite und sah sie mit hochgezogenen Augenbrauen an.

»Ja. Und baden. Wenn man den Weg da runtergeht, kommt man an eine Stelle, die super zum Sonnen und Baden wäre.«

»Sonnen und Baden. Du?«

Liz zuckte mit den Schultern. Warum denn nicht? Die Stelle war nicht einsehbar und solange sie allein waren ...

»Im April. Bei knapp zehn Grad.«

»Ja, wo ist das Problem, du Weichkeks?« Sie zog ihren Hut aus der Tasche und schlug ihn Katta halbherzig auf den Kopf.

»Natürlich erst im Sommer. Was denkst du denn?«

Katta griff nach dem Hut. »Was ist das denn Hübsches? Ist der neu?«

Ihre Wangen prickelten vor Aufregung und ein klein bisschen Stolz. »Quasi neugeboren. Das ist der erste Versuch von dem neuen Design, das ich dir gezeigt habe. Mit der Smiley-Applikation aus Swarovski-Kristallen, siehst du?«

»Süß! Sieht ja aus wie ein klitzekleiner, grinsender Fußball.« Für Katta sah selbst der Mond aus wie ein Fußball.

»Von dem Design mache ich für den Onlineshop mehrere, aber mit Plastiksteinchen, die würden sonst im Verkauf zu teuer werden. Er ist nicht ganz perfekt geworden, aber ...«

»Das sagst du jedes Mal, dabei sind deine Sachen immer erste Sahne. Du solltest nicht tiefstapeln, du kannst dir echt was auf deine Stücke einbilden.«

»... aber ich schenk ihn ja auch bloß dir.« Sie zwinkerte. Eigentlich hätte sie den Hut gern behalten – aber wozu? Sie würde ihn ohnehin nie tragen.

Und als Katta vor Freude quietschte, den Hut aufsetzte, sie umarmte und einzigartig schön dabei aussah, war tatsächlich der Zeitpunkt gekommen, sich für einen kurzen Moment etwas darauf einzubilden. Einen sehr kurzen. Immerhin war sie die, die vor dieser wunderbaren Kakao-doppelt-Sahne-Freundin Geheimnisse hatte. Sie war die Schwurbrecherin.

## Kapitel 2

Es war kurz nach ein Uhr, als ihr rasendes Herz sie weckte – zum zweiten Mal in dieser Nacht. Dass ihr der Traum seit Wochen keine Ruhe ließ, sie in jeder Nacht heimsuchte, war schon übel genug gewesen. Aber jetzt träumte sie sogar mehrmals hintereinander von dem Jungen. Es wurde immer schlimmer.

Sie öffnete das Fenster, ließ die kühle Nacht hinein und atmete Fliederduft. Er war früh dran in diesem Jahr, der Flieder.

»Was passiert da mit mir?«, flüsterte sie. Die Häuser am Ende der Straße lagen alle im Dunkeln, nirgendwo war ein Fenster beleuchtet, als wäre sie der einzige wache Mensch weit und breit. Im Rhododendron raschelte ein kleines Tier. Sie ging zum Schreibtisch und fuhr ihren Laptop hoch. Ihr Webshop ploppte automatisch hoch, der Bildschirm blendete ihre Augen. Bei Nacht, wenn alles mehr oder weniger grau war, fand sie ihre Designs verstörend bunt. Sie klickte ihre Seite weg und rief Google auf.

»Traumdeutung«, tippte sie ein, ohne viel Hoffnung, etwas zu finden, das ihr weiterhalf. Sie stieß auf jede Menge Werbung für esoterische Bücher, Lebensberatungen und Astro-Hotlines, aber auch auf eine Seite, auf der Traumsymbole alphabetisch sortiert aufgeführt waren. Unter J fand sie:

*Junge. Der Junge im Traum symbolisiert oft die intellektuelle Seite der eigenen Persönlichkeit. Er fordert auf, das Leben bewusster und aktiver in die Hand zu nehmen.*

Das Symbol für einen Intellektuellen hatte sie sich anders vorgestellt. Weniger sexy. Und seit wann bitte schön repräsentierten Teenagerjungs den Intellekt? Das hätten die vielleicht gern.

Sie musste grinsen und scrollte weiter.

*Der Fluss gilt als Symbol des Lebens und der Vergänglichkeit, aber auch für Erneuerung.*

Aha. Was stand da noch? Die Klippe besagte der Seite nach eine drohende Gefahr. Sie kombinierte, dass diese Gefahr für den Jungen, also ihre eigene intellektuelle Seite, bestand und diese wohl erneuert werden musste. Na, das klang doch nach einer tollen Erklärung – es bedeutete, dass sie an der Sache verblöden und ihren Verstand verlieren würde und danach ein Reset brauchte. Prächtig!

Was für ein Blödsinn! Aussagekräftig wie die Horoskope in den Frauenzeitschriften ihrer Tante. So vage gehalten, dass man mit gutem Willen zwangsläufig früher oder später einen Treffer landete.

Sie klappte den Laptop zu und es wurde wieder dunkel in ihrem Zimmer. Nur ein bisschen Mondlicht schmolte zum Fenster herein und warf seinen Schimmer auf den Glasrahmen, der ein Foto ihrer Eltern schützte. Ein hübsches Bild, es zeigte beide lachend vor einer Wiese, betupft mit roten Mohnblumen. War sie dabei gewesen, als es aufgenommen wurde? Sie war nicht mehr sicher. Vor ein paar Monaten hatte sie es noch gewusst, aber jetzt war die Erinnerung weg. Verloren. Sie hatte nicht darauf aufgepasst.

»Was hast du mir über Träume erzählt, Mama?«, flüsterte

sie, das Gesicht so nah am Glas des Bilderrahmens, dass ihr Atem einen weißen Schleier über das Gesicht ihrer Mutter legte. Sie schloss die Augen und trieb in Erinnerungen, bis sie eine fand, die ihr passend erschien. Ach ja. Sie musste lächeln, diesmal richtig.

Sie war sechs oder sieben Jahre alt gewesen und nach einem Albtraum nachts ins Bett ihrer Eltern gekrochen, ihre abgeliebte Stoffkatze Mau unter den Arm geklemmt, damit sie nicht verloren ging. »Träume brauchen dir doch keine Angst zu machen«, hatte Mama geflüstert, um Paps nicht zu wecken. Sie hatte sie fest in ihre flauschige Biberbettdecke gewickelt und es war viel zu warm geworden, aber sie hatte nichts gesagt, weil es sich trotzdem so behaglich angefühlt hatte. »Es sind ja deine Träume, du bestimmst die Regeln. Daran musst du denken. Wenn dir das gelingt, dann kannst du im Traum machen, was immer du willst.«

»Auch das Monster verjagen?«

»Was immer du willst. Du kannst dich zu ihm umdrehen und sagen: Raus hier, Frau Monster, das ist mein Traum! Oder du fragst: He, Herr Monster, warum so allein? Was halten Sie davon, wenn wir ein wenig gemeinsam herummonstern?« Mama hatte sie am Kinn gekitzelt, und sie hatten gekichert, bis Paps' Schnarchen zu einem knurrigen Grunzen wurde.

»Nur eins solltest du nicht tun, Lizzie«, hatte Mama geflüstert. »Lauf nicht weg. Vor seinen Träumen kann man nicht fortlaufen, sie sind immer genauso schnell wie du. Dreh dich einfach zum Monster um und frag es, was es will.«

Was mochten Traummonster wollen?

Und was noch wichtiger war: Was mochten Traumjungen wollen?

Sie öffnete die Augen. Die Biberbettdecke, ihre Mutter mit

ihrem holländischen Akzent und das Schnarchen ihres Vaters waren fort, zurück blieben nur die Katze Mau im Regal und das Mohnblumenfoto im Bilderrahmen – eine Erinnerung, auf die sie nicht aufgepasst hatte.

»Danke, Mama«, hauchte sie gegen das Glas.

Klarträumen. Das war es, was ihre Mutter ihr hatte erklären wollen. Liz hatte darüber in einem Roman gelesen. Ob es wirklich funktionierte, die eigenen Träume zu steuern? Muss es, sagte sie sich stumm, sie konnte doch nicht ewig von diesem Jungen weiterträumen.

Auf nackten Füßen tappte sie ins Bad; leise, um Andrea nicht zu wecken. Dort trank sie einen Becher Wasser und ging dann zurück ins Bett.

Kaum war sie eingeschlafen, saß sie wieder auf der Klippe. Und er war auch da. Lächelte sein Traumlächeln.

Ja, und die Schmetterlinge in ihrem Bauch, die kleinen, verräterischen Biester, ließen dann natürlich auch nicht auf sich warten, und so war jedes Monster und jeder gute Rat vergessen und sie glücklich bis zum Erwachen.

## Kapitel 3

»Das perfekte Verbrechen«, sagte Ramon, goss sich Bier in sein Glas – vermutlich das letzte intakte, das es in seiner Wohnung gab – und nahm einen Schluck. »Was fällt euch dazu ein?«

Nichts, dachte Louis, weniger als gar nichts. Er sah an Ramon vorbei zum Fenster. Dahinter war es dunkel. Mit unregelmäßigem Lichterzucken, das sich in den schmierigen Streifen auf dem Glas fing, zeigte die Stadt, dass sie noch da war und auf ihn wartete. Er war froh um die Scheibe, die sie trennte, und drückte sich tiefer in den Sessel. Nichts fiel ihm ein, außer dem, was Ramon nicht hören wollte: Es gab keine perfekten Verbrechen. Wer sich für perfekt hielt, wurde erwischt. Erst recht auf dem Level, auf dem sie spielten.

Alle waren heute Abend gekommen: ein halbes Dutzend Jungs, die spurten, wenn Ramon pfiiff, weil sie hofften, ein bisschen von seiner Autorität und Coolness könnten auf sie abfärben. Louis war seit drei Monaten dabei und hatte sich von den meisten noch nicht einmal die Namen gemerkt, geschweige denn ihre Gesichter näher betrachtet. Er war der Neue, der Kleine, und da sie ihn das spüren ließen, hatte er schon wieder kaum noch Lust, Teil ihrer Gemeinschaft zu werden. Andererseits kostete seine Distanz einen Preis. Dieses Einer-für-alle-Prinzip, das Gefühl, eine Mannschaft, ein Team hinter sich zu



haben, war für ihn unerreichbar. Und damit auch die Jobs, die sich lohnten und um derentwillen er hergekommen war. Louis hatte sich noch nicht bewiesen, und das zwang ihn in die Rolle dessen, der den anderen nachtrottete und aufsammelte, was sie fallen ließen.

Sie saßen im Halbkreis um Ramons Hausbar herum, verteilt auf durchhängende Zweisitzersofas und speckige Polstersessel, tranken Bier und mixten Bacardi in Cola-PET-Flaschen. Die anderen warfen sich Blicke zu. Teils neugierig, teils übermütig oder eine unstete Mischung aus beidem.

»Lasst mal hören«, sagte Ramon.

Tobi, ein Kerl wie ein Kleiderschrank mit Schaufeln dort, wo andere Leute Hände hatten, wagte das erste Wort. »Na, eine Bank. 'ne richtig fette Bank mit Millionen im Tresor.«

»Bist du blöde?«, erwiderte jemand und sprach aus, was Louis dachte. »Wie willst du in eine Bank einsteigen, du Opfer?«

»Warum nicht gleich ein Geldtransport.«

»Supermarkt vielleicht? Die machen doch gute Umsätze.«

Ramon atmete tief durch und machte sich keine Mühe, seine Enttäuschung über die Antworten zu verbergen. »Leute, ich bin es leid, nachts für eine Stange Kippen und zwei Flaschen Jimmy in kleine Kioske einzusteigen. Großes Risiko für kleine Nüsse. Ich will was Besseres mit euch aufziehen. Jetzt sagt mir nicht, dass ihr wirklich solche Idioten seid, denen dazu nichts einfällt außer Banken und Supermärkten und so einem Bockmist.«

Was hatte Ramon vor? Er sammelte keine Vorschläge – er wusste offenbar längst, worauf er hinauswollte.

»Man müsste es so aufziehen«, sagte Hendrik langsam, »dass im Grunde alle auf unserer Seite sind. Wir müssten jemanden ausräumen, der es verdient hat.«

»Ja, Mann, wie Robin Hood«, fiel ihm ein anderer ins Wort. Zwei Jungs knallten ihre Bierflaschen zusammen, dass der Schaum oben herausquoll. »Wir nehmen es den Reichen und geben es den Armen. Tun wir doch eh. Ich bin jedenfalls mal wieder total blank.«

Alle lachten. Ja, das Bild gefiel ihnen natürlich, keiner hier war gern realistisch, Louis am wenigsten. Bloß Ramon lächelte nur. »Gar nicht so verkehrt«, sagte er und nahm einen weiteren Schluck Bier. »Strengt eure kleinen bekifften Köpfe mal einen Moment lang an! Wem können wir nehmen, was da ist, ohne dass es die Bullen juckt?«

»Sputnik.« Ihn musste Ramon meinen: den legendären Sputnik und die Gang um ihn herum, die Gerüchten zufolge regelmäßig größere Dinger drehten. Glaubte man den Lokalnachrichten, waren Tankstellen ihre Spezialität. Die Idee war wirklich nicht dumm. Eine Kleingangstergruppe konnte die andere wohl kaum wegen Diebstahl anzeigen.

Erst als Ramon ihn ansah, merkte er, dass er laut gedacht haben musste. »Gefällt dir die Idee? Hätte von mir sein können, nicht wahr?« Ramon richtete sich auf seinem Barhocker weiter auf, sodass alle zu ihm hochsehen mussten. »Aber der Tipp kam vom Römer.«

Was hatte der Hehler, den Ramon wegen seiner auffälligen Hakennase den Römer nannte, damit zu tun?

»Sputnik beliefert den Römer ebenfalls«, erklärte er mit einem verschlagenen Lächeln. »Aber der Römer ist nicht zufrieden. Bei Sputnik kommen und gehen die Mitglieder. Es gab Querelen. Die sind ein Pulverfass und gehen hoch, wenn's das erste Mal richtig wackelt. Dem Römer ist das auf Dauer zu riskant. Stellt euch mal vor, ihr seid Jäger und habt zwei Jagdhunde. Der eine ist ein kleiner, böser Terrier, der regelmäßig

ein Karnickel bringt. Der andere ist so ein dicker, großer Labradingsbums, der hin und wieder ein Reh anschleppt, aber meist nur seinem eigenen Schwanz nachjagt und im Wald Lärm schlägt. Welchem der beiden gebt ihr mehr Futter und welchen bindet ihr bei Gelegenheit an der Autobahn an?« Ramon trank sein Glas leer. Niemand antwortete ihm, weil klar war, dass er keine Antwort wollte. »Daher hat der Römer uns«, Ramon sah kurz vom einen zum anderen, »zur feindlichen Übernahme geraten.«

»Wir weiden Sputnik aus?«, fragte jemand.

Ramon wirkte zufrieden. »Das ist der Plan. Wir finden heraus, wo er seine Ernte einlagert. Dann spazieren wir in aller Ruhe da rein, nehmen mit, was wir tragen können, und gehen wieder. Die werden denken, ihr Zeug hätte Beine bekommen.«

Tobi schlug sich auf den massigen Oberschenkel. »Die werden sich gegenseitig verdächtigen. Ich piss mich ein vor Lachen, wenn ich mir das vorstelle. Hast du schon eine Idee, wie wir herauskriegen, wo sie einlagern? Hat der Römer etwas gesagt?«

»Das ist das kleinste Problem«, erwiderte Ramon. »Wir brauchen halt einen Maulwurf.«

Tobi, der gerade nach der Chipstüte auf dem Tisch greifen wollte, hielt in der Bewegung inne. Die anderen wurden still, sämtliches Murmeln verstummte. Irgendwer rülpste, aber selbst das blieb heute unkommentiert.

»Schiss?«, fragte Ramon in die Runde und einige Augenpaare wandten sich zu Boden. »Ich kann das kaum selber machen, Sputnik kennt mich. Ich will keinen von euch zu was zwingen, was euch zu groß ist. Aber ich verspreche, dass es sich lohnen wird.« Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. »Wir brauchen einen Freiwilligen.«

»Okay«, sagte Louis. Ein paar Blicke trafen ihn. Skeptisch, irritiert, verärgert.

Ramon lächelte wie ein fatter Kater überm Sahnekännchen.

»Wie, okay?«, fragte ein Typ, Louis war nicht mehr sicher, wie er hieß, Marius oder Markus oder so. »Was heißt hier okay?«

»Okay, ich mach das, heißt hier okay.«

Es lag zu nahe, um es zu lassen. Es war die Gelegenheit, endlich nicht mehr »der Kleine« zu sein. Die Gelegenheit, sich zu beweisen. Die Gelegenheit, das verdammte Geld zusammenzubekommen. Viele Gründe dafür. Keiner dagegen. Keiner, der ihn überzeugte.

»Bist du noch zu retten?«, rief einer.

»Du spinnst doch!«, ein anderer.

Tobi schüttelte den Kopf. »Sputnik hängt dich an deinen Eiern auf, bevor du erfährst, wofür sie gut sind, Louis. Das ist zu groß für dich.«

»Kneifst du?«, fragte Ramon und sah ihn direkt an.

»Ich kneif nicht.«

Tobi stand auf. »Ramon, lass den Scheiß. Die bringen ihn um, wenn er auffliegt. Der Junge ist ein Kind, der ist nicht mal sechzehn.«

Er musste beinah lachen, beinah. »Werde ich morgen.« Er sah auf sein Handy. Mitternacht war knapp vorbei. »Heute.«

»Na dann ist doch alles geklärt«, sagte Ramon. »Wir haben unseren Mann. Du machst das, Louis.«

## Kapitel 4

Das Schloss der Wohnungstür klemmte. Er wusste nie, was hinter der Tür auf ihn wartete, und er hatte sich angewöhnt, mit einer Katastrophe zu rechnen, damit es ihn nicht wieder umhauen konnte, wenn das nächste Mal wirklich eine eintrat.

Mutter schien okay, aber noch wach, das gefiel ihm nicht. Auf der Heimfahrt mit dem Rad durch die Stadt waren aus allen dunklen Ecken die Zweifel hochgekommen und hatten seine Nerven angefressen. Was hatte er sich dabei gedacht, sich freiwillig als Maulwurf zu melden? Er hatte das Geld und den Respekt nötig. Aber hatte er auch das Zeug, um sich beides zu verdienen?

Während Mutter ihm zum Geburtstag gratulierte und ihn dabei zu fest umarmte, suchte er mit raschen Blicken über ihre Schulter hinweg das Chaos in ihrem Wohnzimmer nach Zeichen ab: eine Rotweinflasche; natürlich leer bis auf den letzten Tropfen, aber zumindest war es auf den ersten Blick nur die eine und nur Wein. Das war okay.

Mutter roch nach Duschgel und Erdbeershampoo, darunter lag der typische Gestank des Alkohols. Er hatte sich zu sehr daran gewöhnt, um erkennen zu können, wie viel sie getrunken hatte. Sie wirkte klar, ihre Haare waren gekämmt und sie hatte die Reste von rötlicher Farbe in den Lippenfältchen.

»Ich hab was für dich«, sagte sie und zog einen geknickten Umschlag aus der hinteren Tasche ihrer Stoffhose. Ihr Lächeln war nervös. »Ein Geschenk. Ich wollte auch einen Kuchen machen, aber wir hatten keine Butter mehr und auch keine Margarine.«

»Danke.« Er nahm den Umschlag an sich und wusste nichts damit anzufangen. »Butter hab ich vergessen, sorry.«

»Mach auf.«

Eine Ahnung riet ihm, es nicht zu tun. Aber er wollte sie nicht vor den Kopf stoßen. Wer wusste, was das wieder mit ihr anrichtete. Sie hatte sich für ihn zusammengerissen, war geduscht, nüchtern wie selten und wach geblieben, um ihm das Geschenk zu geben. Da konnte er es wohl über sich bringen, den Umschlag aufzureißen und über das, was drin war, ein bisschen Freude zu zeigen.

»Na los. Mach schon.«

Er zwang sich, auch zu lächeln, und faltete den Umschlag auseinander. Sie hatte mit Kugelschreiber ein Herz darauf gemalt, das eine Sechzehn einrahmte. Drin war eine Karte. Nein ... ein Gutschein. Für ein Tattoostudio in der Stadt. Der Betrag machte aus seiner Spucke eine saure Brühe.

»Da staunst du, was? Freust du dich?«

»Wo hast du das Geld her?«

»Mach dir doch jetzt um das Geld keine Gedanken.«

»Wo hast du das Scheißgeld her?« Seine Stimme wurde lauter als beabsichtigt. Der Gutschein zitterte in seinen Händen wie die Flügel einer Motte. »Wir haben das nicht übrig, wir haben nicht ein Zehntel davon übrig, und du –«

»Ich mach meinem Sohn ein Geschenk zum Geburtstag!«, fauchte sie ihn an. »Ich kann wohl noch selbst entscheiden, wofür ich mein Geld ausgabe.«

In der Nachbarwohnung bollerte jemand an die Wand und brüllte: »Ruhe!«

»Entscheidest du auch, wo es dann fehlt?« Die Nachbarn kümmerten ihn einen Dreck. »Du bist ja total wahnsinnig.« Und er würde es gleich werden.

»Was glaubst du denn, wer du bist, dass du mir vorschreiben kannst, was ich dir zum Geburtstag schenke?«

Wer er war? Der einzige klar denkende Mensch in der Familie – der war er!

Dreihundert Euro.

Es würde einen Teil seiner Probleme lösen, wenn er die Summe in bar hätte, aber das Haushaltsgeld reichte auch ohne seine geheimen Sonderausgaben vorne und hinten nicht. Wenigstens um die Miete musste er sich keine Sorgen machen, die zahlte das Amt. Wie hatte Mutter es geschafft, dreihundert Euro zusammenzukratzen? Und wie viel hatte sie intus gehabt, als sie diese Riesensumme zum Tattoostudio getragen hatte? Ob er den Gutschein zurückgeben und das Geld wiederbekommen konnte?

Mutter zog die Nase hoch. In ihren Augen standen trotzige Tränen, die das Grün verwässerten. »Du bist so undankbar, Louis. Schämst du dich eigentlich nicht? Erst jammerst du mir die Ohren voll, dass du dich unbedingt tätowieren lassen willst.« Das war zwei Jahre her, aber um ihr Zeitgefühl stand es nicht zum Besten. »Da spare ich eben Monat für Monat, um dir deinen Wunsch zu erfüllen. War ja auch mal jung, da hat man halt solche idiotischen Wünsche. Und was ist der Dank? Ich darf mir dein blödes Gemecker anhören. Kann man es dir eigentlich irgendwie recht machen?«

Er senkte den Kopf, damit ihr Anblick hinter seinen Haaren verschwand. Streit hatte bei ihr keinen Sinn. Es war gefährlich,

sie zu reizen, bis sie heulte. Wenn sie erst heulte, soff sie anders als an guten Tagen, und wo das endete, wusste er gut genug, um es zu verhindern.

»Tut mir leid, Mutter. Du hast ja recht. Ich bin ein Arsch.«

Sie wischte sich die Augen am Ärmel trocken. »Ich hab das nur gut gemeint, das weißt du doch?«

»Ja, natürlich. Danke noch mal.«

»Dann freust du dich?«

»Klar. Ich war bloß ... überrascht.«

Sie umarmte ihn und fuhr ihm durch die Haare, als wäre er ein kleiner Junge. Er ließ sie in dem Glauben. Sie brauchte das.

In seinem Zimmer schob er den Gutschein unter einen Stapel Zeichnungen, um ihn nicht ansehen zu müssen. Auf seinem Schreibtisch, den er wie immer akribisch aufgeräumt hatte, lagen Bleistifte in allen Stärken und Längen, aber kein einziges leeres Blatt Papier. Er nahm das Mathebuch und riss die erste Seite heraus. Unten störte das Impressum, aber darüber war ausreichend Platz. Er musste etwas zeichnen, um seine Nerven zur Ruhe zu bringen.

Der erste Bleistift zerbrach ihm in der Hand, so sehr krampfte er seine Finger darum. Was für ein Geburtstag. Wo hatte er sich nur reingeritten?

Er zeichnete ein paar Linien, die noch nicht wussten, was sie werden wollten.

Nun war er also Ramons Maulwurf. Ausgerechnet er. Er hatte nicht den Hauch einer Idee, wie er sich in Sputniks Gang einschleusen sollte. Verdammt, er wurde rot beim Lügen, wie sollte er das durchziehen?

Warum hatte Ramon ihn unterstützt, als er sich gemeldet hatte? Traute er es ihm zu? Nein, wahrscheinlich war er bloß



der, der am wenigsten fehlen würde, wenn es schiefging. Auf ihn konnte man verzichten. Ramon lag nicht falsch damit, im Grunde konnte die ganze Welt auf ihn verzichten, abgesehen von der Trinkerin, die im Wohnzimmer auf dem Sofa hockte. Die brauchte ihn; sie würde sich irgendwann zu Tode saufen, wenn er nicht aufpasste. Aber mal ehrlich: Wen interessierte das?

Er zeichnete eine Flasche. Eine bauchige, alte Tonflasche; angestoßen am Hals und abgegriffen an ihren Rundungen, sodass sie glänzte. Was mochte darin sein?

Was war in ihm?

Angst. Heiß wie Feuer und beißend wie Rauch. Ja, das Bild gefiel ihm. Sein Stift kratzte in harten Stößen über das Papier und das Grafit nahm Formen an.

Happy Birthday, dachte er bei sich. Irgendwelche Geburtstagswünsche? Er wünschte, er hätte vor Ramon und den Jungs nicht den Helden gespielt. Aber Wünsche waren nichts wert, wenn sie niemand erfüllte, und das konnte er nicht.

Er konnte jetzt nur noch zeichnen.

## Kapitel 5

Die Praxisklingel schrillte durchs ganze Haus und schreckte Liz auf, als sie am Tisch über dem halb vollen Teller Pasta mit Auberginensoße einzuschlafen drohte. Gerade noch mal gut gegangen, beinah wäre sie eingenickt. Der Traumjunge hätte sie vermutlich eiskalt erwischt. Sie ärgerte sich sofort, dass er ihr in den Sinn gekommen war. Ihr Plan lautete, keinen Gedanken an diesen ... gemeinen Kerl zu verschwenden. Aus den Augen, aus dem Sinn – und damit auch aus dem Traum!

Sie eilte nach unten, das Geschirr würde ihr sicher nicht weglaufen. Vielleicht stand da jemand mit einem Notfall. Andrea war vermutlich noch im Aufwachraum bei der Nachuntersuchung der am Vormittag frisch operierten Tiere und die Sprechstundenhilfe Sabina war noch nicht aus der Pause zurück. Pünktlichkeit war keine von Sabinas Stärken, Andrea raupte sich regelmäßig die Haare über ihre Verspätungen. Dafür hatte Sabina die Gabe, nicht nur jedes nervöse Tier in Sekundenschnelle zu beruhigen, sondern vor allem die besorgten Besitzer, was sie in der Praxis unverzichtbar machte und ihr ein gewisses Maß an Narrenfreiheit verlieh.

Vor der Tür stand Frau Debius, eine Person, die mit ihren strengen Zügen, den nach unten zeigenden Mundwinkeln und dem stahlgrauen Bob aussah wie ein Soldat mit Helm. Als Kind

hatte Liz vor der Debius Angst gehabt, und manchmal, wenn diese aus der Wäsche blickte wie Grumpy Cat nach saurer Milch, hatte sie das immer noch ein bisschen. Doch für ihre vielen Katzen tat Frau Debius alles, und vermutlich sorgte sie sich gerade sehr um ihren jungen Kater, der am Morgen kastriert worden war.

»Es geht meinem Mickel doch gut?«, fragte Frau Debius, als sie ihr in den Wartebereich folgte. »Ist denn die Frau Doktor gar nicht da?«

»Natürlich«, erwiderte Liz und rieb sich die Augen. »Meine Tante macht gerade die Abschlussuntersuchung.«

»Stimmt denn etwas nicht?«

»Doch, das ist bloß Routine. Sie müssen sich keine Sorgen machen, alles ist bestens verlaufen. Der Kleine hat die OP überstanden und danach ganz in Ruhe in seinem Kennel geschlafen.« Darum beneidete sie den entmannten Kater. Ein Schläfchen würde ihr auch guttun, aber das kam erst um vier Uhr morgens wieder infrage. Sie hatte herausgefunden, dass ein bestimmter Grad von Übermüdung ihr half, traumlos zu schlafen. Die Nebenwirkungen – Augenringe, rote Lider und natürlich die Müdigkeit – hatte sie mit Kajalstift, Puder und viel Cola im Griff. Es war ja nicht für lange. Ein, zwei Wochen ... dann hatte ihr Herz den Traumjungen sicher vergessen. Hoffentlich!

»Fräulein Buchner?«

Sie schrak zusammen. Hatte die Debius etwas gesagt? So fordernd, wie sie sich über die Rezeption lehnte, musste Liz davon ausgehen. »Meine Tante bringt Ihnen Mickel sicher gleich. Es kann nicht mehr lange dauern.«

»Schön. Aber Sie sind heute nicht ganz bei sich, oder irre ich mich? Ich hatte gerade gesagt, dass ich schon bezahlen möchte,

damit ich meinen Kater ohne die kleinste Verzögerung nach Hause bringen kann. Er braucht ja absolute Ruhe.«

»Natürlich.« Das war kein Problem, immerhin half sie Andrea seit fast zwei Jahren regelmäßig in der Praxis und hatte schon oft Rechnungen ausgestellt. Die Arbeit mit den Tieren machte ihr zwar mehr Spaß, aber sie hatte auch den Computer im Griff. Rasch rief sie Mickels Akte auf und tippte die Kennzahlen ein, hinter denen sich die einzelnen Rechnungsposten der Kastration verbargen. Ihre Augen brannten. Der Monitor war gleißend hell. Sie erwischte sich dabei, über den Sinn ihrer Mission »Sleepless« nachzudenken. *So schlimm ist ein schöner Traumjunge nun auch nicht*, flüsterte die Müdigkeit ihr zu. Sie schüttelte den Kopf und verbot ihren Gedanken den Mund. Nein, jetzt nicht aufgeben! Die Rechnung war fertig. Nun nur noch ausdrucken.

»Bitte schön, Frau Debius. Ich geh kurz mal nach hinten und frag meine Tante, wie weit sie mit Mickel ist.«

Sie war noch nicht an der Tür zum Behandlungszimmer, da hallte ein Schrei durch die ganze Praxis. Die Tür flog auf und Andrea kam herausgestürmt. »Was ist passiert?«

Sie hatte keine Ahnung. Zusammen liefen sie in den Wartebereich, wo Frau Debius sich kreidebleich am Tresen festklammerte.

»Das ... das ... das ist ein ausgesprochen geschmackloser Scherz!«, stammelte sie aufgewühlt und wies mit einem langen, dünnen Finger auf Liz. »Unverschämtheit! Das ist gar nicht komisch! So was wie du hat in einer Tierarztpraxis nichts zu suchen!«

Oh, Gott. Was hatte sie denn getan?

Frau Debius wedelte mit ihrer Rechnung. Andrea eilte zu ihr, warf einen Blick auf das Papier, stutzte und sah erschro-

cken zu ihr herüber. Es musste etwas Schlimmes sein. Ihr Kopf wurde vor Scham ganz heiß.

»Lizzie!«, rief Andrea scharf. »Du hast einen Zahlendreher in den Kennzahlen gemacht. Das musst du immer kontrollieren – das fällt einem ja wohl auf, wenn man drüberliest!« Tröstend tatsächlich Andrea der fuchsteufelswild den Debius den Arm. »Ich muss mich für meine Nichte entschuldigen.«

»Ich hätte einen Herzinfarkt bekommen können!«, kreischte die Debius.

»Das war definitiv ein Versehen. Liz würde so etwas nie mit Absicht machen. Kommen Sie, wir gehen jetzt Ihren Mickel holen, der wartet schon auf Sie.« Sie wandte sich ihr zu. »Und du bringst das in Ordnung. Dreißig Prozent Rabatt auf die Rechnung.«

Möglichst unauffällig schlich sie hinter die Rezeption, schob den Bildschirmschoner zur Seite und rief die Rechnung ein zweites Mal auf. War ihr wirklich ein Zahlendreher passiert? Das war schon möglich, um ihre Konzentration stand es einfach nicht zum Besten. Ständig schlich sich der Traumjunge in ihre müden Gedanken. Aber was war an einem Fehler in der Rechnung so dramatisch?

Die Rechnung gab ihr die Antwort. Ihr Kopf wurde noch heißer, als er ohnehin schon war. Sie hatte der Debius statt der Kastration die Euthanasie ihres Katers berechnet: die Einschläferung.

*Die Klippe ist zehn Meter hoch und ragt fast bis in die Wolken. Unten glitzert das Wasser in der Sonne, als hätte man zerstoßenes Glas hineingeworfen, und die Strömung erzählt dem Flussbett im Vorbeifließen Geschichten, die sie auf ihrer Reise erlebt hat. Im Sommer erlebt es viele Geschichten, das Wasser.*

*Sie weiß, dass sie träumt, weil ihre Hand über seine Brust streicht, als wäre es ihre eigene Haut. Ein bisschen ist sie das auch, hat er gesagt.*

*Die Tätowierung ist neu und sieht aus, als würde sie brennen. Sie berührt sie nicht, folgt den Linien nur mit dem Blick. Rechts schräg unter seinem Nabel sieht sie eine Flasche, eine uralte, tönernerne Flasche. Etwas hat sie umgeworfen, vielleicht der Wind. Ein Dschinn aus Flammen und Rauch hat seinen Weg aus dem Flaschenhals ins Freie gefunden. Feuerzungen lecken dem Jungen fast bis zu seinem linken Rippenbogen hoch. Das Gesicht des Dämons ist aus Glut und Zorn. Die gebundenen Hände mit den ausgestreckten Flammenfingern kaum zu erkennen im Lichterloh.*

*»Warum ist er so böse?«, fragt sie.*

*Der Junge lächelt. In seinem Lächeln liegt etwas Gefährliches versteckt. Für sie am allermeisten. »Ist er nicht. Er ist wütend. Wärsst du das nicht? Er muss in einer Flasche leben.«*

*Der Wind streift ihm durch die Haare und über die Haut, wo immer er will. Sie wäre gerne Wind, hin und wieder.*

*»Aber er kann zaubern. Er kann Wünsche erfüllen.«*

*»Ich weiß nicht, ob das gut ist«, sagt der Junge, »wenn man selbst keine haben darf.«*

*Seine Augen sind flussgrün und glitzern, als wüssten sie sehr viel.*

## Kapitel 6

Katta sagte etwas, aber das Rattern der Nähmaschine übertönte ihre Worte.

»Moment!«, rief Liz ihr zu. Sie beendete die Naht, stieg vom Pedal und die Maschine verstummte. »Noch mal bitte, hab dich nicht verstanden.«

Katta lümmelte auf ihrem Bett zwischen gefalteten, gerollten und ausgebreiteten Stoffen, die aus Platzmangel mal wieder überall verteilt lagen. »Ich überlege, was eigentlich im Moment mit dir los ist.«

*Frag nicht, ich wüsste es selbst auch gern.* Sie fühlte sich er-  
tappt und versuchte, es zu überspielen. »Was soll denn sein?«

»Du bist komisch. Erst bist du wochenlang so übernächtigt, dass du morgens in der Schule pennst und nachmittags nichts mit dir anzufangen ist.«

»Du übertreibst.« Es waren bloß zweieinhalb Wochen, in denen sie ihre selbst auferlegte Schlafentzugskur durchgezogen hatte. Mit Erfolg, wenn man so wollte, denn diese Wochen hatte sie nicht geträumt; nicht von dem Jungen und auch sonst von überhaupt nichts. Dann allerdings hatte sie den Schlafmangel nicht mehr ausgehalten und prompt war es schlimmer als zuvor geworden: nämlich noch schöner. Der Junge redete jetzt mehr mit ihr, jede Nacht sprachen sie über etwas anderes

und sie erwachte am Morgen mit dem Gefühl, ihn noch besser zu kennen. Und noch lieber zu haben.

»Und jetzt«, fuhr Katta fort, »bist du in Gedanken ständig woanders. Wobei du schon eine ganze Weile komisch bist, aber zuerst ist es mir nicht so aufgefallen.«

»Das stimmt doch gar nicht.«

»Stimmt wohl. Sogar deine Noten haben nachgelassen.«

Sie ließ den Kopf sinken, bis ihre Stirn gegen die Nähmaschine stieß. »Du klingst ja wie meine Tante! Wer bist du und was hast du mit Katta gemacht?«

Katta setzte sich auf. »Du nähst nicht mehr wie sonst.«

»Nicht? Was bitte mache ich gerade hier?« Sie wackelte am Stoff. »Kuchen backen?«

»Du machst deine Hüte und Taschen und Tops, klar. Aber immer dieselben Designs. Du hast schon ewig keine neuen Teile mehr gezeichnet.«

»Ich nähe ja auch Klasse statt Masse. Die Ideen wachsen nicht auf dem Feld wie Kartoffeln, ich brauche Inspiration, um etwas Neues zu entwerfen. Und ein paar Designs werden halt immer wieder nachgefragt, da mache ich natürlich ein paar mehr davon.«

»Und du warst nicht bei meinem Fußballturnier letzten Samstag.«

Mist. Sie hatte gedacht, das wäre erst am kommenden Wochenende. »Es hat in Strömen geregnet.«

»Das macht dir sonst auch nichts aus. Du hast es vergessen.«

»Tut mir leid. Habt ihr wenigstens gewonnen?«

»Wir haben sie vom Platz gefegt.« Katta stand auf und kam zu ihr, um sie von hinten zu umarmen und ihr das Kinn auf ihre Schulter zu legen. »Und du? Du hast doch was. Du kannst mit mir über alles reden.«



»Klar, weiß ich doch.«

»Dann tu es einfach. Wenn ich nicht sicher wäre, dass ich davon wüsste, würde ich sagen, dass du dich verliebt hast.«

»Im Traum vielleicht.«

»Oder ist es das?«, hakte Katta nach, ohne auf ihren Sarkasmus einzugehen. »Dass du noch keinen Freund hast?«

Sie zuckte mit den Schultern. Vielleicht war es das Beste, wenn Katta das glaubte. »Kann sein. Du hast deinen Robin und alle anderen aus unserer alten Clique sind auch schon vergeben. Nur für mich gibt der Markt nichts her.«

»Vielleicht bist du zu wählerisch? Den perfekten Freund wirst du kaum finden.«

»Was soll ich machen? Ich hab mich einfach noch nie in jemanden verliebt.« In keinen anderen.

»Und wenn du erst mal einfach ein paar nette Jungs datest? Vielleicht entwickelt sich was auf den zweiten Blick.«

»Meinst du?«

»Na klar.« Katta drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Dein Dreamboy kommt noch, du wirst sehen. So was kann man halt nicht erzwingen. Glaub mir: Hör auf zu suchen, mach dich locker, hab Spaß und er wird plötzlich vor dir stehen, wenn du am wenigsten damit rechnest.«

Einige Tage später hatte Katta ihren Rat mit Taten untermauert und ihr ein Date mit einem ihrer Kumpels arrangiert.

»Der ist Zucker, reiner Zucker, und er fährt voll auf dich ab, Lizzie. Gib ihm 'ne Chance!«

Was sollte sie davon halten? Der Junge war nett, soweit sie ihn kannte, und er sah keinesfalls schlecht aus – aber nicht ansatzweise konnte er mit ihrem Traumjungen mithalten. Und welchen Sinn hatte es, den einen zu treffen, wenn in ihrem

Kopf und ihrem Herzen alles von dem anderen belegt und nicht die kleinste Nische frei war? Das war doch unfair!

Sie plante einen letzten Versuch, ihre Träume wieder für sich zu beanspruchen und den Traumjungen aus ihnen herauszuschmeißen. So leid es ihr tat – er konnte nicht von ihr verlangen, dass sie ihr Herz dauerhaft an ihn verschenkte. Irgendwann wollte sie ihren Freund immerhin auch mal berühren. Berührt werden. Und das nicht nur, wenn sie schlief. So konnte es doch nicht weitergehen. Andrea las schon einen Ratgeber über die Pubertät nach dem anderen.

Sie musste sich etwas einfallen lassen. Das Klarträumen wollte nicht recht funktionieren. Zwar konnte sie inzwischen ihre Handlungen in gewisser Weise bewusst steuern, wenn sie träumte, aber ihr Traum-Ich dachte gar nicht daran, die Pläne ihres wachen Verstands umzusetzen. Es schmachtete, dass es die reinste Freude war – wäre das Elend des Aufwachens nicht gewesen. Und die Einsamkeit jeden Morgen.

Tiefer Erschöpfungsschlaf hatte funktioniert, aber der Schlafentzug war auf Dauer nicht durchführbar. Da lag es nahe, den Schlaf anderweitig zu beeinflussen.

Milch und Honig brachten überhaupt nichts. Ein ganzer Liter Baldriantee wirkte sich auf den Traum nur insofern aus, dass nah an der Klippe plötzlich Baldrianpflanzen wuchsen; kleine, höhnische Blüten in Blassrosa, wohin sie auch sah.

Sie scheiterte an den Bemühungen, jemanden aus ihrer Stufe zu finden, der ihr einen Joint verkaufen konnte. Von einigen war sie felsenfest überzeugt gewesen, dass sie Kiffer sein mussten – doch niemand wollte sich vor ihr als solcher outen. Sie sahen sie nur an, als hätte sie nach verpacktem Einhornfurz gefragt, und schüttelten die Köpfe.

Die Apothekerin war schon hilfreicher. Sie rückte zwar ohne

ein Rezept keine klassischen Schlaftabletten raus, aber ein homöopathisches Mittel bekam Liz. Ohne Nebenwirkung, verriet die Apothekerin. Leider auch ohne jede andere Wirkung, bemerkte Liz in der nächsten Nacht. Vielleicht musste sie etwas mehr davon nehmen?

Das Date mit Kattas nettem Kumpel beschämte sie mehr als alles andere, was sie je getan hatte. Der Junge war wirklich süß, so süß, dass sie Zahnschmerzen vor Verzweiflung bekam, weil sie ihn nicht einfach ein bisschen zwanglos anhimmeln konnte. Aber da war nichts zu machen, und der Traumjunge tat ihr in der folgenden Nacht nicht mal den Gefallen, ihr eine Szene zu machen, weil sie sich mit einem anderen getroffen hatte.

»Kommst du bitte mal in die Küche, Liz?«

Sie folgte dem Ruf ihrer Tante sofort, in deren Stimme lag so ein besorgniserregender Ernst, dass sie sie besser nicht warten ließ. Andrea saß am Tisch, vor ihr und dem freien Platz ihr gegenüber standen zwei Tassen Tee und dampften. Oh, oh. Das roch nach einem »Wir müssen reden«-Gespräch.

»Was gibt es denn?« Sie lächelte, nahm Platz und wünschte sich auf den Mond.

»Ich glaube«, sagte Andrea, »wir müssen mal über etwas reden.«

Sie hatte es befürchtet. Unruhig spielte sie an der dünnen Kette mit dem Kleeblatt-Anhänger, den Andrea ihr geschenkt hatte, als sie noch klein gewesen war. »Na klar, immer doch. Schieß los, worum geht es?«

»Um das hier.« Und plötzlich stand das Fläschchen mit den Tropfen ohne Nebenwirkung und ohne jede andere Wirkung auf dem Tisch. Wo hatte ihre Tante das her?

»Das war in deiner Hosentasche. Ich habe es zufällig entdeckt, als ich die Wäsche gemacht habe.«

Sie blies in ihren Tee. Was sollte sie sagen? Es abstreiten? Nein, sie war die schlechteste Lügnerin, die es je versucht hatte.

»Es ... ist total harmlos. Es wirkt nicht mal.«

»Warum nimmst du es dann? Und wofür oder wogegen? Liz, das ist ein Beruhigungsmittel. Ein homöopathisches, du hast recht. Aber warum meinst du es zu brauchen?«

»Ähm. Wegen der Schule. Ich –«

»Mein liebes Fräulein, verkauf mich nicht für dumm. Ich weiß, dass du keine Prüfungsangst hast. Wofür ist das Zeug?«

Sie zuckte zusammen, so scharf klangen die Worte. Das war sie von ihrer Tante nicht gewöhnt.

Sofort seufzte Andrea. »Schätzchen, du musst doch mit mir reden, wenn du Sorgen hast. Wir beide müssen zusammenhalten, das mussten wir doch immer. Gilt das plötzlich nicht mehr?«

»Doch«, sagte sie kleinlaut, schloss ihre Hände um die Teetasse und ließ sie dort, solange sie die Hitze aushielt. »Es war nur ein Versuch. Ich träume ständig von ... Ich träume komisch.«

»Du hast Alpträume?«

Das konnte man nun nicht so nennen, aber ...

Andrea griff über den Tisch und nahm ihre Hand in die ihre. Sie hatte schmale Finger mit perfekt manikürten Nägeln. Wie machte sie das nur in ihrem Beruf mit den Tieren, in dem sie oft hart zupacken musste, dass ihre Fingernägel immer so perfekt aussahen?

»Träumst du von damals, Liz? Von Mama und Papa?«

Sie antwortete nicht. Vermutlich war es das Beste, wenn Andrea glaubte, was immer sie glauben wollte. Vielleicht rückte sie sogar eine Schlaftablette raus – eine richtige –, wenn sie

glaubte, dass die Träume von dem Unfall handelten, bei dem ihre Eltern ums Leben gekommen waren?

Es war normal, dass man nach solch einem Trauma Albträume bekam, auch sieben Jahre später noch, das wusste sie aus der Therapie. In ihrem Leben war nun allerdings gar nichts mehr normal. Der Traumjunge jedenfalls war es nicht und an kaum etwas anderes konnte sie denken. Sie war eine Motte, die um eine Traumgestalt kreiste, als wäre sie aus Licht. Aber da war überhaupt kein Licht. Da war nichts, nichts Reales. Das war eindeutig absolut und ganz und gar nicht normal!

»Soll ich dir noch mal einen Termin mit der Psychologin machen? Die hat dir doch damals so gut geholfen und uns gesagt, dass du jederzeit wieder zu ihr kommen kannst.«

Und der jetzt erzählen, dass die ganzen Stunden umsonst gewesen waren, da sie schlussendlich nun doch verrückt wurde? Nein danke. »Das will ich nicht, Andrea. Trotzdem vielen Dank.«

»Aber einfach einigeln und abwarten, dass es von allein besser wird, hat noch keinem geholfen, mein Liebes.«

»Mach ich schon nicht. Ich glaub, ich muss nur ein bisschen auf andere Gedanken kommen. Und mal eine Nacht gut schlafen.«

Andrea nickte nachdenklich und trank von ihrem Tee. Plötzlich stellte sie ihre Tasse mit einem Knall zurück auf den Tisch. »Da fällt mir genau das Richtige ein. Weißt du, wovon ich heute Morgen im Radio gehört habe? Von einem Kreativmarkt. Da kann man Selbstgemachtes ausstellen und verkaufen. Basteleien, Kunstwerke ... aber auch selbst genähte Kleidung und Accessoires und –«

»Ich weiß, was ein Kreativmarkt ist.«

»Umso besser. Pass auf: Ich melde uns da an. Der Markt ist

Ende Juni, am ersten Ferienwochenende. Ich mache an dem Samstag die Praxis zu, wir packen deine wunderschönen Kreationen ein, fahren dorthin und stellen alles aus. Wir beide! Was meinst du?»

*Wir stellen meine Sachen aus? Wir beide? Und wer versinkt vor Scham im Boden, wenn die Leute nur mitleidig lächeln? Ich – und zwar ich allein.* »Oh, nee, Andrea. Das ist keine –«

»Das ist eine tolle Idee, glaub mir. Es gibt dort sicher jede Menge Stoffe, die man sonst nicht bekommt, und eine Milliarde verschiedene Knöpfe und Garne und all diesen Kram, den du immer im Internet bestellst. Du könntest deine Einnahmen gleich in neues Material investieren.«

Das war zweifellos eine verlockende Vorstellung. Sie liebte es, die Stoffe anfassen und begreifen zu können, bevor sie sie kaufte. Die Ideen flossen dann aus den Fasern durch ihre Haut bis in ihr Blut und fanden wie von allein den Weg zurück über ihre Finger auf einen Bogen Papier und von dort aus zurück in den Stoff. Doch für einen Materialengroßeinkauf müsste sie erst einmal Umsatz machen, was bei der Konkurrenz auf einem Markt bedeutete, dass sie mindestens genauso gut sein musste. Was, wenn niemand ihre Stücke haben wollte? Es gab nichts auf der Welt, was ihre Kreativität so sehr knebelte wie abschätzige Blicke von Leuten, die besser waren als sie. Und auf dem Markt würden jede Menge Schneiderinnen besser sein als sie.

Doch Andreas Augen strahlten, als sei der Kreativmarkt ein Kindheitstraum, den sie seit Jahrzehnten unerfüllt mit sich herumtrug. »Komm schon, Lizzielein. Sag ja. Für mich!«

Und damit war das Nein, so sehr sie es auch hatte durchsetzen wollen, leider ein für alle Mal vom Tisch, und sie musste die Ahnung runterschlucken, einen dummen Fehler gemacht zu haben.

## Kapitel 7

Dass sie es gewusst hatte, machte es nicht besser.

Der Kreativmarkt glich den neun Höllenkreisen. Endlich verstand Liz, was ihr Vater an Dante Alighieri immer so toll fand, dass er kaum etwas anderes gelesen hatte. Der Tapezietisch, hinter den sie sich mit ihrer Tante quetschen musste, war der neunte Höllenkreis, der tiefste; der für die wirklich widerwertig bösen Sünder: der Eisse Cocytus. Vermutlich hatte sie es verdient.

Der zur Neige gehende Juni wäre offenbar gern November geworden und jagte fiesen Wind unter den Pavillons hinweg, die Aussteller, Waren und Besucher nur mäßig vor Regen schützten. Dort, wo sie stehen und auf Kunden warten mussten, staute sich schmutziges Wasser, durchtränkte ihre Schuhe und sog sich gierig und graubraun in alles, was die Zugluft in einem Moment der Unachtsamkeit vom Tisch wehte.

Unheimlich war, dass Andrea von alldem vollkommen unbeeindruckt blieb. Sie strahlte, schwatzte, stürzte sich von einem Verkaufsgespräch ins nächste und wollte vor lauter Begeisterung schier platzen. Schon am Morgen hatte sie sich verkaufsfördernd in Schale geworfen – sie trug einen von Liz' Flickerböcken mit einem passenden T-Shirt und setzte sich abwechselnd Hüte auf, damit die Kunden diese nicht nur auf den

Styroporhutköpfen bewundern konnten. Jedem, der es nicht wissen wollte, erzählte sie, dass ihre ach so begabte Nichte all die Stücke neben der Schule entworfen und geschneidert und sich all das als Krönchen der Großartigkeit auch noch selbst beigebracht hatte.

Es war zum Schreien und zum Sterben peinlich.

Liz schrie weder noch starb sie. Sie beklagte sich nicht über die überzogenen Preise der Materialstände und noch weniger über die lauwarme Kakaowassersuppe oder ihre nassen Socken. Andrea freute sich so, sie wollte sie nicht verletzen. Immerhin opferte ihre Tante einen ihrer seltenen freien Tage für diese Aktion – und das nur, um sie aufzuheitern.

Sie bemühte sich, unsichtbar im Hintergrund zu bleiben und nur aus dem Augenwinkel hinzusehen, wenn jemand stehen blieb und ihre Kreationen näher in Augenschein nahm.

»Fräulein?«, fragte eine ältere Frau sie schräg von der Seite.

Sie wäre am liebsten unter den Tisch gekrochen. »Hm?«

»Das sind ja ganz herzallerliebste Trägertops, die da am Bügel hängen. Ob es das in den schönen Meeresfarben wohl in meiner Größe gibt? Zweiundvierzig?«

»Ja, das ist noch da.« Sie streckte sich und nahm das Shirt vom Ständer. Es war ein eher einfacher, leicht asymmetrischer Schnitt, gefertigt aus einem Mischgewebe, das in allen Blautönen schimmerte und stellenweise ins Grüne oder Violette changierte. Ein sehr auffälliges Teil, vor allem an einer älteren Frau. »Hier, schauen Sie es sich ruhig näher an.«

Die Frau ließ den Stoff durch die Finger gleiten und seufzte entzückt. »Herrlich! Ich fahre so gerne ans Meer, wissen Sie? Damit kann man sich ein bisschen Meer anziehen, egal wo man ist. Ich nehme es.«

Die Vorstellung, wie die alte Dame damit am Meer entlang-



spazierte, brachte sie zum Lächeln. Glücklich packte sie das Top in eine der Papiertüten, die sie in der Nacht zuvor noch mit ein paar unterschiedlichen Motiven handbemalt hatte, und nahm das Geld entgegen.

»Sehr lieb von Ihnen«, sagte die Dame, »dass Sie Ihrer Mutti so fleißig beim Verkaufen helfen. Richten Sie Ihr einen herzlichen Gruß aus. Das sind ganz tolle Sachen, die sie da näht! Auf Wiedersehen.«

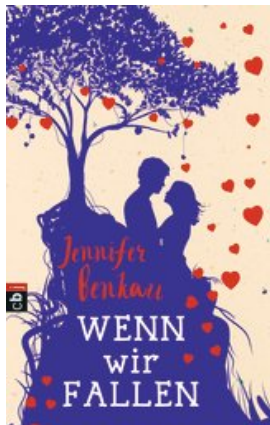
»Auf Wiedersehen«, sagte Liz und verkniff sich das Grinsen. Getarnt als Helferlein der Künstlerin ließ sich der Markt vielleicht doch noch ohne bleibende Schäden überstehen.

»Zweihundertsiebzig Euro und ein paar Zerquetschte.« Andrea strahlte wie ein Atompilz und schob die Geldkassette, die als Kasse gedient hatte, zwischen Stoffstapel in den Kofferraum ihres Golfs. »Plus das Geld, das du schon wieder in neues Material gesteckt hast. Das ist großartig!«

»Für das Wetter ist das ganz okay, mag sein.« Zweihundertsiebzig Euro näher an der Profi-Overlock-Maschine, auf die sie seit Monaten sparte, weil ihr Second-Hand-Modell bei dickeren Stoffen wie Jeans und Leinen in die Knie ging. Na gut, das war mehr als ganz okay – das war schon ziemlich okay.

»Na, hör mal. Das ist toll. Die Leute waren begeistert.«

Einige, das musste sie zugeben, waren ganz zufrieden. Alle Flyer waren weg und mehr Teile, als sie gedacht hatte. Aber viele Besucher waren auch einfach vorbeigerannt oder hatten ihren Stand nur oberflächlich betrachtet. Und einige hatten über die Preise gemeckert, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, wie viel Sorgfalt, Arbeit und Materialkosten in den Stücken steckten. Im Onlineshop brauchte sie mehrere Wochen, um auf die gleiche Verkaufsmenge zu kom-



Jennifer Benkau

## **Wenn wir fallen**

ORIGINALAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 448 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-17320-6

cbj

Erscheinungstermin: April 2016

Ständig träumt Liz von einem schönen Jungen, den sie noch nie gesehen hat. Der Traum kommt ihr so real vor, dass sie Angst hat, den Verstand zu verlieren. Als sie diesem Jungen dann plötzlich gegenübersteht, ist sie fassungslos. Nicht nur, weil es ihn tatsächlich gibt. Vor allem, weil er ganz anders ist, als sie erwartet hat: kein sanfter Junge, sondern Mitglied einer gefährlichen Gang. Wider alle Vernunft will sie herausfinden, wer er ist und warum er sie in ihren Träumen heimsucht. Sie ahnt nicht, dass er sie längst ins Visier genommen hat. Denn nur sie hat ihn bei dem Überfall gesehen und kann ihm deshalb gefährlich werden.

[Der Titel im Katalog](#)